

Carl Christoph Bernoulli

Autor(en): Wilhelm Vischer-Iselin

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1924

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/01161e75-927e-4fee-8e84-5d2bee0b508d>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Carl Christoph Bernoulli.

Von Wilhelm Vischer.

Als einst bei einer Feier für Freunde, die von einer Forschungsreise heimgekehrt waren, der damals noch im besten Jugendalter stehende Carl Bernoulli, wie er zu tun pflegte, die Geige ergriff und, in strammer, selbstbewußter Haltung über die Saiten streichend, seine der vorgerückten Stunde entsprechend gehobene Stimmung der ganzen Gesellschaft mitteilte, sie durch das Feuer seines Spiels mitreisend, da bemerkte der anwesende Professor Ludwig Rütimeyer bewundernd, es sei doch erstaunlich, das starke Protoplasma dieser Familie Bernoulli. Es war wirklich etwas von der Bernoullischen Urzelle, von ursprünglicher und unverwüßlicher Kraft des Lebens und eigenen Denkens und Fühlens in diesem Sproß des bekannten Geschlechts. Schon in seinem Äußern an die Bilder berühmter Vorfahren erinnernd, hatte er auch von ihrem Geiste etwas in sich, das seiner Persönlichkeit einen besonderen Stempel aufdrückte. Nicht umsonst war ihm von seinen Freunden in der Jugend als Übername der Name eines großen Musikers beigelegt worden, der, an ein Wort von anderer Bedeutung anklingend, besagen wollte, daß sein Träger nicht zu den alltäglichen Erscheinungen gehöre. Es lebte in ihm eine Eigenart, die ihn mitunter etwas Unerwartetes tun ließ, und ein Zug ins Reich der künstlerischen Empfindung, der ihn immer wieder emporhob über das Gewöhnliche des regelmäßigen Daseins.

Sein Leben ist im allgemeinen äußerlich nicht sehr bewegt gewesen und in der Vaterstadt ruhig verlaufen.

Carl Christoph Bernoulli war in Basel geboren am 21. Februar 1861. Seine Jugendjahre fallen in die letzte Zeit des alten Basels, als sich in politischer und in wirtschaftlicher Beziehung wie im äußeren Bild der Stadt die Entwicklung zum Neuen vorbereitete, die dann in kurzer Zeit mit raschen Schritten sich vollzog. Er selbst ist stets ein guter, alter Basler geblieben, der mit Liebe pflegte, was vorangegangene Geschlechter uns an wertvollem Gut überliefert haben. Daß man auch das erwerben muß, um es zu besitzen, ist ihm in einer sorgfältigen Erziehung eingepflanzt worden. Seine Eltern waren nicht von gewöhnlichem Zuschnitt, beide in ihrer Art das, was man als Originale bezeichnet. Der Vater, Carl Bernoulli-Mazinger, Sohn des durch allseitige Anlagen hervorragenden Professors Christoph Bernoulli, hatte als Geschichtslehrer die Gabe einer lebhaften Darstellung, die er mit sehr kräftigen Aussprüchen zu würzen verstand; seine volkstümlichen Vorträge, mit denen er während Jahren die Besucher des Engelhofs erfreute, fanden stets dankbare Zuhörer. Dem Sohn hat er die Achtung vor der Geschichte mitgegeben. Die Mutter, eine geschickte Frau von selbständigem Denken, die auch das praktische Leben zu meistern verstand, sah in der Erziehung des Sohnes, der von Drillingen allein am Leben geblieben war, und dessen Gaben ihr Stolz waren, die Aufgabe ihres Lebens. Die einzige, im Alter vorangehende Schwester hat dem Bruder fürsorgende Liebe erwiesen bis ans Ende.

Bei Carl Bernoulli zeigte sich früh eine Liebe und Begabung für die Musik. Diese besondere Gabe begleitet ja oft die Befähigung zu mathematischem Denken, das eben auch ins Reich der Phantasie führt, und ist eines der Erbteile der Familie Bernoulli geblieben. Mit großer Sorgfalt waren die Eltern darauf bedacht, an dem gelehrigen Sohn diese Anlage auszubilden, und namentlich die Mutter

wachte darüber, daß es nicht bei bloßer Liebhaberei bleibe, sondern daß auch die zur erfolgreichen Ausübung notwendige Grundlage des technischen Könnens gelegt werde. Sie wußte, daß diese, zu der gar nicht alle musikalischen Naturen gelangen, nur durch gute Ausbildung und durch strenge, unablässige Arbeit und Übung erlangt werden kann, und hat weder Mühe noch Kosten gescheut, um ihrem Sohn den Unterricht guter Lehrer zuteil werden zu lassen und ihn zu stetem Üben anzuhalten. Sie ist durch vollen Erfolg belohnt worden. Die Eltern haben ihre großen Freuden erlebt, wenn dem Sohn für sein, man darf wohl sagen, glänzendes Spiel Lorbeeren gewunden wurden. Bernoulli hatte das Glück, die Begabung zur Musik, auch zu ihrer Ausübung, in sich zu haben; die Vollkommenheit, die er erreicht hat, war, wie jedes wirkliche Können, das Ergebnis langer und strenger Arbeit. Diese scheint ihm allerdings nicht zuwider gewesen zu sein, konnte er doch früh ihre Frucht genießen. Es gibt ein hübsches Bild von ihm, das ihn, noch im Knabenalter, an der Seite seines ersten Lehrers Höfl auf der Violine ühend zeigt. Es ist bezeichnend für seine Jugend, die eigentlich von der Musik beherrscht war. Nach Höfl, der den ersten Grund legte, genoß er die Anleitung des vorzüglichen, temperamentvollen Geigers, Kapellmeister Adolf Bargheer, der ihn als seinen besten Schüler auf der Violine schätzte. Er begnügte sich aber nicht mit seinem Hauptinstrument, der Geige, sondern bildete sich auch auf dem Klavier aus, das er ebenfalls sehr gewandt beherrschen lernte. Selbstverständlich durfte auch die Ausbildung in den theoretischen Fächern der Musiklehre nicht fehlen; sie befähigte ihn, seine Eingebungen gelegentlich zu sehr ansprechenden Kompositionen zu gestalten.

Die Frage lag nahe, ob die nicht gewöhnlichen musikalischen Fähigkeiten des Knaben dazu führen sollten, die Musik zu seinem Beruf zu machen. Ich möchte nicht behaupten, daß nicht Bernoulli selbst später etwa einmal den

Gedanken hatte, es hätte mit Erfolg geschehen können. In der Zeit der Berufswahl waren die Eltern, wie er selbst, nicht der Meinung, daß die Aussichten dazu verlockend genug seien, um die Hingabe an die Laufbahn eines Musikers zu rechtfertigen. Dazu schätzten sie auch mit Recht seine allgemeinen Anlagen zu hoch ein, Anlagen, die ihn befähigten, auch auf anderem Gebiete etwas Rechtes zu werden, wobei der Erfolg doch sicherer schien. So hat ihm die Musik nicht zur Ernährerin werden müssen, für die er arbeiten mußte, sie ist ihm die holde Muse geblieben, die sein Leben verschönte und Erholung brachte.

Als Bernoulli die höheren Klassen des humanistischen Gymnasiums, das damalige Pädagogium, besuchte, war von keinem andern als einem wissenschaftlichen Berufe die Rede.

Damals trat er, der bisher in seiner schulfreien Zeit vornehmlich der Musik gelebt hatte und sich nicht mit Kameraden auf dem Eise, im Rhein oder auf der Straße getummelt hatte, — nur Terpsichore war zugelassen und hatte in ihm einen dankbaren Jünger gefunden — in nähere Verbindung mit seinen Mitschülern. Er nahm bald am geselligen Leben der Altersgenossen regen und freudigen Anteil. Bei allen fröhlichen Anlässen war er ein gern gesehener Kamerad, den man auch als bereits anerkannten Musikvirtuosen schätzte. Mit ganzem Herzen war er dabei, im Gymnasialverein Pädagogia in ernster und heiterer Weise auszusprechen, was die Jugend bewegt, und die Freundschaft zu pflegen, deren Bande fürs ganze Leben geschlossen werden. Im fröhlichen Kreise konnte er auch über die Schnur hauen, was die besorgten Eltern, die daran noch nicht gewöhnt waren, manchmal zu Vorstellungen an die Freunde veranlaßte, die man als die Verführer ansah.

Die Jahre im Pädagogium, wo man sich damals noch einiger akademischer Freiheit erfreute, aber auch des un-

schätzbaren Vorzugs, neben anderen ausgezeichneten Lehrern den Unterricht wissenschaftlicher Größen wie Jakob Burckhardt, Moriz Heyne, R. Rauhsch zu genießen, waren für Bernoulli wie für seine Altersgenossen eine Zeit reicher Anregung, die immer nachwirkte. Den Überdruß an der Schule, den so manche junge Leute ins spätere Leben mitnehmen, hat diese Generation nicht gefühlt. Für sie war der Grund einer guten höheren Bildung gelegt, und empfänglich für alles Weitere, nicht ermüdet, trat man zur eigentlichen Vorbereitung auf den Beruf über. Bernoulli ergriff das Studium der Geschichte, besuchte, wie das im allgemeinen üblich war, zuerst die Universität der Vaterstadt und ging dann nach Deutschland. Dort konnte er zwei Jahre verwenden; er blieb je zwei Semester in Göttingen und in Berlin. Es war eine schöne Studienzeit, in der bei hervorragenden Vertretern der Wissenschaft gehört und gearbeitet wurde und daneben auch die Freuden des akademischen Lebens, sowie alles Schöne, was Kunst und Natur der empfänglichen Jugend bieten, nicht ungenossen blieben. Neben der Geschichte und ihren Hilfswissenschaften waren vornehmlich klassische Philologie und alte Sprachen das Gebiet, in dem solide Kenntniffe erworben wurden, die für den späteren Beruf von Wert werden sollten. Bernoulli hat noch Jakob Burckhardt, in Berlin Mommsen, Curtius und Treitschke hören können.

Das Zusammensein im Zofingerverein mit Landsleuten aus der übrigen Schweiz brachte gute Freunde im ganzen Vaterland, und die auswärtigen Semester fügten solche im Deutschen Reich bei. Der Aufenthalt auf den deutschen Universitäten bot Gelegenheit, auf Ferienreisen manche Gegend Deutschlands kennen zu lernen. Einem Pfingstaussflug, der ihn und einige Freunde nach dem Thüringerwald führte, sind in späteren Jahren manche Pfingstfahrten gefolgt, die, mit denselben Freunden unternommen, die Stimmung der Jugendjahre immer wieder aufleben ließen. Ein

Besuch in Bayreuth, wo gerade die ersten Aufführungen des Parsifal stattfanden, beschloß den Aufenthalt in Deutschland.

Der Rückkehr nach der Vaterstadt folgte die Zeit ernstlicherer Vorbereitung auf den Abschluß der Studien. Bernoulli fand hierbei Anleitung namentlich bei Professor Wilhelm Vischer, zu dessen Haus er auch in freundschaftlichen Beziehungen stand. Durch ihn wurde er auf die Basler Geschichtsquellen für die Zeit der Burgunderkriege hingewiesen, mit deren bedeutendster, dem Tagebuch von Kaplan Knebel, Vischer beschäftigt war. Auf seine Veranlassung bearbeitete Bernoulli die gleichzeitigen Aufzeichnungen des Basler Stadtschreibers Niklaus Rüschi.

Diese Arbeit, die er als Dissertation vorlegen konnte, ist dann mit anderen von ihm verfaßten Beilagen zu Knebels Tagebuch, deren Vorbereitung ihn auch ins Archiv von Innsbruck führten, im dritten Band der Basler Chroniken herausgekommen.

Bald nach dem Doktorexamen, das die Studien im Jahre 1885 abschloß, ist Bernoulli in die praktische Tätigkeit getreten, in der er seine Lebensaufgabe finden sollte.

Auf Veranlassung seines Lehrers Wilhelm Vischer, damaligen Präsidenten der Bibliothekskommission, übernahm er die Stelle eines Aushilfsassistenten bei der Universitätsbibliothek. Im Jahre 1889 rückte er zum dritten Bibliothekar vor. Zwei Jahre vorher hatte er seinen Hausstand begründet. Er hat in der Liebe seiner letzten Studentenjahren die treue und verständnisvolle Gefährtin fürs Leben gefunden. Als im Jahre 1891 der Oberbibliothekar Ludwig Siber starb, wurde der kaum Dreißigjährige sein Nachfolger. Der Bibliothek hat er die zweite Hälfte seines Lebens gedient mit Hingabe und der Liebe, die ihn nach guter, alter Basler Art für das ihm anvertraute Gut wie für ein eigenes sich einsetzen ließ. Er hat auch da den

Übergang in neue Verhältnisse miterlebt und an erster Stelle mitgeschaffen. Bei seinem Amtsantritt war die Bibliothek noch mit den andern Sammlungen der Universität im Museum an der Augustinergasse untergebracht. Ein Neubau auf dem bisherigen Spalengottesacker war vorgesehen. Er hat dem mit ihm befreundeten Architekten Emanuel La Roche wertvolle Anregungen für die Pläne gegeben, die dann zur Ausführung bestimmt wurden, und hat die Überführung der Bibliothek in die neuen Räume geleitet und die neue Organisation der Verwaltung in diesen durchgeführt.

Als Vorsteher der öffentlichen Bibliothek hat er dieser für das geistige Leben unserer Stadt wichtigsten Universitätsanstalt in ihrem neuen, stolzen Heim während eines Menschenalters sein Bestes gegeben. Seine allseitige Bildung, sein klarer Kopf und die Gabe übersichtlicher Anordnung und nicht zuletzt seine persönliche Liebenswürdigkeit kamen ihm zustatten für die Stellung eines Beamten, welcher sehr vielseitigen Ansprüchen genügen mußte.

Bernoulli war eben bei allen seinen künstlerischen Neigungen und bei aller Eigenart seiner Persönlichkeit durchaus nicht etwa ein weltfremder, den Anforderungen des Lebens abgewandter Geist, er war im Gegenteil, wie man in Basel sagt, recht praktisch und verstand es, Ordnung zu halten und zweckmäßige Anordnungen zu treffen. Man sah ihm im späteren Leben nicht an, daß in der früheren Jugend die mütterliche Sorgfalt, bestrebt, vor allem sein musikalisches Talent zu pflegen, ihn vor allen körperlichen Anstrengungen bewahrte, so weit, daß er nicht einmal den Geigenkasten selbst tragen durfte. Was ihm von einem Mutterjöhnchen einst anhängen mochte, hat er in den Jahren der Entwicklung, die ihn mit weniger aufs rein künstlerische gerichteten Altersgenossen zusammenbrachten, abgelegt. Er, der nicht einmal die sonst in Basel selbstverständliche Schwimmkunst erlernt hatte, fing an, mit seinen Freun-

den zu reiten und überhaupt alles mitzumachen. Von Natur gesund und kräftig, hat er sich lange eine große körperliche Leistungsfähigkeit bewahrt; sie ist ihm auch im Militär zustatten gekommen und hat ihm ermöglicht, neben seinem engeren Beruf auf anderen Gebieten ausgiebig tätig zu sein. Vor allem war ihm natürlich die Pflege der Musik ein Bedürfnis und eine Freude. Sie war ihm aber nicht nur eigener Genuß und eigene Erholung; er hat für ihre allgemeine Pflege auch manche Opfer an Zeit und mühevoller Arbeit gebracht. Um das musikalische Leben Basels hat er sich verdient gemacht als langjähriges Mitglied des Vorstands der Allgemeinen Musikgesellschaft; sein sachkundiger Rat war sehr geschätzt. Er besorgte namentlich den Verkehr mit den Künstlern, die von auswärts zugezogen wurden; mit manchen von ihnen ist er in freundschaftlichen Beziehungen geblieben. Er hat auch eine Zeitlang die Berichte über die Konzerte in die Allgemeine Schweizer Zeitung geschrieben, wozu ihn eine seltene Sachkenntnis befähigte; hat er doch selbst 25 Jahre lang im Orchester in der ersten Geige den Bogen geführt und außerdem bei allen möglichen Veranstaltungen als Solist mitgewirkt. Seine Fähigkeit als Dirigent, die frühe ausgebildet war, hat er nicht nur gelegentlich bei Aufführungen von Dilettanten gezeigt. Er hat als erster Leiter des Münster-Chors die Matthäuspassion von Schütz kurz nach deren Entdeckung zur Aufführung gebracht. Mit eigenen Schöpfungen hat er schon in den Jugendjahren gesellige Anlässe verschönt. Noch tönt dem Schreiber dieser Zeilen die ansprechende Weise im Ohr, die der verstorbene Freund für das Musiketierlied von Hebel gefunden und in der Pädagogia zum Vortrag gebracht hat. Bis zuletzt hat er gelegentlich etwas komponiert. Noch kurz vor seinem Tode ist in dem neugegründeten Musikverlag seines Sohnes das Weihnachtskinderlied „Alle Jahre wieder“ mit einer von ihm gesetzten kunstreichen Klavierbegleitung erschienen. Wie er bei un-

gezählten Anlässen die Geige ergriff oder sich ans Klavier setzte und mit seinem Spiel, oft aus dem Stegreif, Bewunderung erregte, auch den Gesang dirigierte oder mit seiner kräftigen Stimme stützte, ist noch in der lebhaftesten Erinnerung zahlreicher dankbarer Hörer. Sich selbst zur Freude und anderen zu hohem Genuß hat er viele Jahre hindurch in einem Streichquartett mit bewährten, ihm auch in Freundschaft verbundenen Mitspielern regelmäßig Kammermusik gepflegt. Dabei, und wenn er daheim für sich oder die Seinen sein Instrument erklingen ließ, fand er Stunden edelster Erholung, wie sie nicht jedem gegeben sind.

Die Musik war aber nicht das einzige Gebiet, auf dem Bernoulli neben seinem Beruf tätig war. Der gute Musiker hatte, was zwar in unserer Armee auch sonst nicht ohne Beispiel ist, aber doch wohl nicht allzuoft sich wiederholt, auch als Militär Erfolg. Bernoulli ist als erster aus der alten Gelehrtenfamilie bis zum Grad eines Obersten gestiegen. Er war ein geschätzter und beliebter Truppenoffizier. Als solcher hat er von 1895 bis 1901 das damals noch einzige Infanteriebataillon des Kantons Baselstadt, Bataillon 54, kommandiert. Er ist dann als Oberstlieutenant zum Territorialdienst übergegangen und war, zum Obersten vorgerückt, bis zum Ausbruch des Weltkriegs Kommandant des vierten Territorialkreises, zu dem unser Kanton gehörte. Allzeit ein strammer und pflichtgetreuer Offizier, der bei Vorgesetzten und Untergebenen beliebt war, hat er nicht nur seine Einheiten gut geführt, sondern auch die auf dem Gebiete der Verwaltung liegenden, nicht minder wichtigen Obliegenheiten mit der Umsicht und Pünktlichkeit erledigt, die seinem klaren Kopf und ordnungsliebenden Sinn entsprachen. Schon als junger Offizier hat er sich auch des Kadettenwesens angenommen und durch den Eifer, mit dem er die Übungen des Kadettenkorps leitete, sich seinen Vorgesetzten empfohlen. Seinen Waffengefährten ist er jederzeit ein guter Kamerad gewesen und geblieben,

der auch auferdienstlich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit pflegte.

Während des Weltkriegs war Bernoulli bei der Depeschenzensur in Basel tätig; bald fiel ihm zu, diesen Dienstzweig hier zu leiten. Er hat die damit verbundene aufreibende Tätigkeit, die oft die Nächte in Anspruch nahm, und die neben seinen sonstigen Amtspflichten ausgeübt werden mußte, bis zum Waffenstillstand im Jahre 1918 weitergeführt. Damit hat er wohl seiner früher recht widerstandsfähigen Konstitution etwas zu viel zugemutet.

Als bekannter und beliebter Offizier ist Bernoulli 1896 auch in den Großen Rat gewählt worden auf Vorschlag der damaligen konservativen Partei. Politische Betätigung war aber nicht seine Sache; dazu fehlte ihm die Lust, auch die Zeit. Er war zufrieden, als er nach zwei Amtsperioden des Großen Rates sich davon zurückziehen konnte. Seine Begabungen und seine Neigungen lagen auf anderen Gebieten. Er hatte auch genügend Gelegenheit, sie zu betätigen.

Die Fachkenntnisse in seinem eigentlichen Wissensgebiet führten ihn zur Beteiligung an den Arbeiten der hiesigen Historischen Gesellschaft. Während Jahren hat er dem Vorstand angehört; für eine Amtsperiode ist er auch ihr Präsident gewesen.

Es bedurfte einer ausgiebigen Arbeitskraft und eines geordneten, richtige Arbeitseinteilung einhaltenden Kopfes, um bei den allerhand Ansprüchen, welche so verschiedene Anlagen rufen, dem eigentlichen Beruf, dem Amt, dessen Anforderungen in erster Linie standen, voll zu genügen. Für Bernoulli war sein Amt aber nicht nur eine Pflicht, die er hochhielt. Die Bibliothek war ihm ans Herz gewachsen, und für sie arbeitete er mit ganzer Hingebung. Während der 30 Jahre, da er in voller Leistungsfähigkeit der Bibliothek vorstand, hat er ihr auch ganze Arbeit geleistet, sie nie durch lange Ferien unterbrechend, kaum je

besondern Urlaub beanspruchend und mit einem Gehalt sich begnügend, der lange der Bedeutung der Stelle wenig entsprach. Sein Verhältnis zu der der Bibliotheksverwaltung vorgesetzten Kommission gab zu keinen Reibungen Anlaß; diese wußte, daß sie ihn innert seiner Kompetenzen konnte schalten lassen, und er hatte nicht das Bedürfnis, darüber hinauszugehen. Es war ihm beschieden, während der ganzen Zeit, da er sein Amt voll versehen konnte, in dem Vorsitz der Bibliothekskommission keinen Wechsel zu erleben und als deren Präsidenten eine bedeutende Persönlichkeit neben sich zu haben, die mit derselben Liebe wie er an der Bibliothek hing. Der langjährige Präsident der Bibliothekskommission, Professor Andreas Heusler, stand seinem Bibliothekar mit vollem Vertrauen und Verständnis zur Seite und schätzte ihn ebenso sehr, wie er von ihm verehrt wurde.

Daselbe gute Verhältnis bestand zu den Beamten und Angestellten der Bibliothekverwaltung, die in ihrem Chef einen wohlwollenden Freund und Berater verehrten, der seine Stellung allgemein anerkannten Eigenschaften verdankte, sie nicht durch kleinliches Hineinreden fühlen ließ, sondern durch ruhiges Beherrschen des Ganzen wahrte.

Persönliche Liebenswürdigkeit und verbindliches Wesen, so wertvoll sie für eine solche Stelle sind, die auch vielen und verschiedenartigen Ansprüchen des benützenden Publikums ausgesetzt ist, genügen freilich nicht, um eine Anstalt wie die Bibliothek wirklich zu leiten. In Bernoulli fanden sich eben auch Eigenschaften, die gerade für die Verwaltung einer Büchersammlung wertvoll sind; er besaß neben seinen guten geschichtlichen Fachkenntnissen eine sehr umfassende Allgemeinbildung, ein Wissen, das sich auch auf Gebiete erstreckte, die nicht jeder beherrscht, wie die Musikwissenschaften, ein vorzügliches Gedächtnis, das ihn in den Beständen seiner Bibliothek sich zurechtfinden ließ, und die auch militärisch ausgebildete Gabe zweckmäßigen, übersichtlichen Anordnens. So gerade für die Anforderungen seines

Amtes gut ausgerüstet, versah er dieses mit der von ihm in allen Dingen geübten Gewissenhaftigkeit und Umsicht. Mit frischem Mute bewältigte er die nicht geringe Arbeitslast, die während seiner Amtsdauer der Umzug im Jahre 1896, die Einrichtung in dem neuen Gebäude und dann ein unerwartet starkes Anwachsen der Bestände, die infolgedessen nötig werdende Erweiterung des Bibliothekbaus und eine bedeutende Steigerung in der Benützung und die dadurch bedingte Vermehrung des Personals mit sich brachten. Dabei ging er, wie auch sein Zürcher Kollege Dr. Hermann Escher in einem warmen Nachruf mit vollem Recht betonte, nicht im Technischen seines Berufs auf, sondern er fand auch für die humanistische Seite Zeit und Kraft. Er liebte seine Bibliothek und ihre Schätze. Namentlich mit den Erzeugnissen aus der ersten Blütezeit des Basler Buchdrucks, den ruhmreichen Überlieferungen aus der großen Zeit der Basler Humanisten, hat er sich eingehend befaßt, was sich auch in verschiedenen Veröffentlichungen aussprach. Seine besonderen musikalischen Kenntnisse und Neigungen kamen der Ausbildung der Abteilung für Musikkultur zugute. Mit besonderer Liebe befaßte er sich mit der Vermehrung ihrer Bestände, ihm ist es wohl zu verdanken, daß die von der schweizerischen Landessektion der Internationalen Musikgesellschaft ins Leben gerufene Musikbibliothek unserer Bibliothek zugewiesen worden ist, wo sich bereits ein guter Grundstock von theoretischen und praktischen Werken befand. Nun wird Basel in der Schweiz die größte Sammlung von musikalischer Literatur besitzen. Für Bernoulli, der vornehmlich dazu beigetragen hat, war dieses Gebiet ein willkommenes Arbeitsfeld, das er auch nach Aufgabe seines Amtes noch zu pflegen hoffte.

Als Leiter der seinerzeit größten Bibliothek der Schweiz trat Bernoulli bei der Gründung des Vereins Schweizerischer Bibliothekare im Jahre 1897 an dessen Spitze. Er stand dieser Vereinigung während 13 Jahren vor. Von ihren

Unternehmungen lag ihm besonders das Verzeichnis der Inkunabeln am Herzen, und er übernahm als Vertreter der an solchen Drucken reichen Basler Bibliothek für diese die Aufgabe, das Titelmateral zu ordnen. Gerne besuchte er die Zusammenkünfte der Bibliothekare, an denen er auch als gesellschaftlich belebendes Mitglied vollen Anklang fand. Wohl der letzte größere Anlaß, den er, noch recht fröhlich, mitmachte, war eine Tagung der Bibliothekare in Luzern im Juni 1921.

Es ist begreiflich, daß neben allem, was zur Erledigung der vielen laufenden Aufgaben stetsfort getan werden mußte, Bernoulli nicht zur Veröffentlichung größerer wissenschaftlicher Arbeiten kam, überhaupt nicht viel für die Öffentlichkeit schreiben konnte. Das war schade; denn er führte eine gute Feder, und was er schrieb, war gut geschrieben und angenehm zu lesen; er war auch, was leider nicht mehr so selbstverständlich ist, in den Regeln der deutschen Sprache daheim. Er gehörte aber nicht zu denen, die rasch und ohne Bedenken etwas hinwerfen, das für die Öffentlichkeit bestimmt ist; zu größeren zusammenhängenden Darstellungen fehlte ihm auch die Muße. So ist es für manches, was er veröffentlicht hat, in der Hauptsache bei der Wiedergabe von Texten und Zusammenstellung von Daten geblieben. Die geschichtliche Episoden behandelnden Aufsätze, die er herausgegeben hat, lassen bedauern, daß ihrer nicht mehr sind.

Die erste Arbeit, die er als Bibliothekar veröffentlicht hat, ist die mit einer Einleitung versehene Wiedergabe von Glareans *Descriptio Helvetiae* nach der ersten Ausgabe von 1514 als Beitrag für die Denkschrift der Historischen Gesellschaft zu Basel zur Erinnerung an den Bund der Eidgenossen von 1291 (Basel 1891).

Die Studien über die Zeit der Burgunderkriege, der schon seine Dissertation ihre Entstehung verdankte, hat er noch verwertet in einer Arbeit über den Landvogt Peter Hagenbach, die in den Beiträgen für vaterländische Geschichte,

Neue Folge, Band 3, 1893 erschienen ist. Mit dem Landvogt Hagenbach hatte er sich schon in historischen Übungen bei Wilhelm Vischer beschäftigt. In dem genannten Aufsatz gibt er eine Darstellung von Hagenbachs Tätigkeit als Vertreter Karls des Kühnen in den burgundischen Pfandherrschaften am Oberrhein. Ein in Aussicht gestellter zweiter Teil, der Hagenbachs Sturz und tragisches Ende behandeln sollte, ist leider nicht mehr erschienen, wohl weil dann die zu historischen Arbeiten zur Verfügung stehende Zeit durch Forschungen in Anspruch genommen wurde, die ihm als Bibliothekar näher lagen, wie die über die Basler Drucker, deren Ergebnisse sich in dem von Paul Heiz in Straßburg herausgegebenen Werk über die Basler Büchermarken mit Vorbemerkungen und Nachrichten über die Basler Drucker von Dr. C. Chr. Bernoulli (Straßburg, Heiz, 1895) finden. Die dort beigegebenen Mitteilungen über die einzelnen Drucker, in denen zusammengestellt ist, was man über diese weiß, geben in ihrer anspruchslosen Kürze ein reiches Material; darin steckt mehr Mühe, Arbeit und Wissen, als der Beschauer der in dem Werke als Anschauungsmaterial abgebildeten Büchermarken gemeinhin ahnt. Im Basler Jahrbuch desselben Jahres 1895 findet sich sodann eine Abhandlung über „Unsere alten Klosterbibliotheken“. Bernoulli konnte dann seine Kenntnis der Blütezeit des Basler Buchdrucks verwenden in der ansprechenden Darstellung: Geistiges Leben und Buchdruck, die er zur Festschrift zum vierhundertsten Jahrestage des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen 1901, im Abschnitt über Basels Bedeutung für Wissenschaft und Kunst im 15. Jahrhundert, beigetragen hat. Sie verdient es, wirklich gelesen und nicht nur auf die schönen und sorgfältig ausgewählten Abbildungen hin durchblättert zu werden, was so oft das Schicksal der Arbeiten ist, die in schön ausgestatteten Festschriften erscheinen.

Der zweihundertste Jahrestag der in unserer badischen

Nachbarschaft am 14. Oktober 1702 im spanischen Erbfolgekrieg zwischen dem französischen und dem kaiserlichen Heer geschlagenen Schlacht und die Einweihung des ob Söllingen dem kaiserlichen Feldherrn Markgraf Ludwig von Baden, dem Türkenlouis, errichteten Denkmals, gab den Anlaß zu Vorträgen, für welche der geschichtskundige Offizier die gegebene Persönlichkeit war. Sie sind zusammengefaßt in der Abhandlung über die Schlacht bei Friedlingen, die im zweiten Band der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1903 erschienen ist. Wie Bernoulli da seine militärischen Kenntnisse verwerten konnte, so kamen ihm seine musikalischen zugute bei einem Vortrag „Aus Basels Musikleben im 18. Jahrhundert“, den er als Einleitung zu einer Aufführung der Ortsgruppe Basel der Internationalen Musikgesellschaft im Jahre 1905 hielt, und der in der Schweizerischen Musikzeitung (45. Jahrgang, Nr. 15, vom 15. April 1905) abgedruckt ist. Vornehmlich bibliographischen Wert hat die Beilage zum Bericht über die auf der Bibliothek befindliche Zieglerische Kartensammlung 1904: „Ein Karteninkunabelband der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel“. Sie gibt ein für die ältere Kartographie wertvolles beschreibendes Verzeichnis von in einem Sammelband des 16. Jahrhunderts enthaltenen Landkarten (in den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel, Band 18). In ähnlicher Weise sind in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Band 9 von 1910, die Inkunabeln des Basler Staatsarchivs behandelt. Sehr verdienstliche Bearbeitungen von Urkunden zur Geschichte unserer Hochschule sind die Ausgaben der Statuten von drei Fakultäten der Universität Basel, der juristischen Fakultät in der ältesten Fassung, von den Bibliothekaren der Universitätsbibliothek Andreas Heusler zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum gewidmet 1906, der philosophischen in der Fassung der Universitätsmatrikel als Festgabe der Historischen Gesellschaft zum Philologenkongreß in Basel

1907 und der Theologen als Festgabe derselben Gesellschaft zum vierhundertfünfzigjährigen Jubiläum der Universität Basel 1910.

Leider ist Bernoulli nicht zur Herausgabe der Universitätsmatrikel gekommen, die er gewünscht hätte, und für die er seinerzeit einen eingehenden Bericht verfaßt hat. Für eine auch dem künstlerischen Werte der ältesten Matrikel entsprechende Wiedergabe fehlten bis jetzt die Mittel. Sollte eine solche einmal möglich werden, so werden Bernoullis Vorarbeiten gewiß manche wertvolle Hilfe bieten. Welche Arbeit vieler Stunden in solchen vorbereitenden Gutachten und auch in den regelmäßigen Berichten über den Gang einer Anstalt steckt, wie sie dem Vorsteher der Bibliothek obliegen, das weiß, wer solche Schriftstücke verfassen oder lesen muß. Diese Art schriftstellerischer Tätigkeit, die für den, der ein praktisches Amt versieht, der anderen vorgeht, ist nicht weniger nötig und wertvoll, wenn sie auch nicht die Blicke der Öffentlichkeit auf sich zieht. Daran reihen sich die Auskünfte, die der sachverständige Vorsteher einer Sammlung nach allen Seiten zu geben hat. Bei Bernoulli klopfte man nie vergeblich an, wie zahlreiche gelehrte und ungelehrte Fragsteller, die seinen Rat in Anspruch nahmen, dankbar erfahren haben.

Wenn er auch etwa in der Bereitschaft zu gefälligem Entgegenkommen weiter ging, als die Amtspflicht unbedingt erforderte, es machte ihm Freude und brachte auch seiner Anstalt wieder Gewinn, und das lebendige Wirken stand bei ihm im Vordergrund. Als richtiger Verwalter der seiner Obhut unterstellten Bücherschätze sorgte er in erster Linie dafür, sie anderen Benutzern nutzbar zu machen; die eigene wissenschaftliche Ausschöpfung seiner Bücherei mußte zurücktreten. Seine Lebensarbeit ist so vornehmlich die erfolgreiche Leitung unserer Bibliothek. Man darf wohl sagen, daß er ihr ein vorzüglicher Vorsteher war, der ihr Ansehen und ihre Bedeutung gefördert und gemehrt hat. Das war bei

ihm nicht nur die Folge von Wissen und Können, sondern auch die Wirkung seiner ganzen Persönlichkeit. Bernoulli war eine Persönlichkeit, welche der Tätigkeit, in der er stand, Leben und Farbe gab, allerdings nicht in lärmendem Ungestüm sich vordrängend, sondern mit ruhiger Überlegung seiner Aufgabe dienend. Wie sein Präsident Andreas Heusler war auch er mehr ein Freund ruhiger Weiterentwicklung als stürmischen Neuerns. Wo es aber galt, trat er mit lebhaftem Anteil für seine Anstalt ein. Vorbildlich war die feine und vornehme Art, in der er zuvorkommend und unverdrossen jedermann begegnete und welche das Arbeiten mit ihm den Benützern der Bibliothek, seinen Kollegen und seinen Untergebenen angenehm machte. Das war so nicht nur auf der Bibliothek. Bernoulli hatte eine gute, glückliche Lebensart; sie beruhte auf einer ruhigen, gleichmäßigen Gemüthsverfassung, die ihm erlaubte, die Dinge zu nehmen, wie sie waren. Er war keine Kampfnatur und lebte gerne im Frieden mit jedermann. Wenn er gelegentlich auch etwas poltern konnte, so war es nicht böse gemeint, sein Wesen wies keine Härten und Ecken auf und war weicher, als sein Äußeres, das einer gewissen Strammheit nicht entbehrte, vermuten ließ. Es war ihm eine natürliche Liebenswürdigeit eigen und die glückliche Gabe eines angenehmen, leichten Verkehrs mit jedermann. Das machte ihn überall beliebt und in allen Kreisen gern gesehen. Er paßte in jede Gesellschaft und war nie ein Spielverderber, sondern wirkte beruhigend und vermittelnd, auch im Freundeskreise, wenn einmal die Meinungen aufeinanderplakten. Er hatte viele Freunde und gute Bekannte nah und fern. Mit ihnen pflegte er gerne frohe Geselligkeit; eine solche fand in seinem Hause lange eine namentlich durch musikalische Darbietungen belebte Stätte. Eine viele Jahre hindurch bewahrte gute Gesundheit und kräftige Natur erlaubten ihm, mehr mitzumachen, als mancher andere ertragen konnte. In guter Gesellschaft konnte er sehr an-

geregigt und anregend sein; eine jugendliche Frische, die recht fröhlich sich bemerkbar machen konnte und die etwa auch einmal eine strenge Regel übertrat, hat er sich bis zuletzt bewahrt. Sie hat ihn noch trotz Krankheit an die Feier geführt, mit der die Familie Bernoulli im Mai 1922 den 300. Jahrestag ihrer Aufnahme in das Basler Bürgerrecht begangen hat. Mit Recht. Da gehörte er allerdings hin als echter Vertreter einer Sippe, deren unverwüßliche Eigenart Basel soviel gegeben hat, und die mit ihrer jetzigen Vaterstadt so eng verbunden ist. Er war, um ein jetzt beliebtes Wort zu gebrauchen, eine bodenständige Erscheinung; in ihm lebte gute alte Basler Art, wie sie in seiner Familie in Jahrhunderten herangewachsen ist. Er bewahrte die heimatlichen Sitten und Überlieferungen, auch in der Sprache; von ihm hörte man noch gutes, unverdorbenes Baseldeutsch. Dabei war er frei von allem Spießbürgertum, fein und vornehm in seinen Anschauungen und seinem Wesen, im Geiste der Humanisten, deren Geisteserzeugnisse er auf der Bibliothek mit Vorliebe hegte. Er war so gar kein Philister; alle Sorgen des Lebens haben nie den flotten Burschen der frohen Jugendjahre in ihm erstickt. Das will nicht sagen, daß nicht eine ernste Lebensanschauung sein ganzes Tun geleitet hätte. Gewissenhafte Pflichterfüllung war sein erstes Anliegen, und bei allem Fehlen kleinlicher Schulsucherei liebte er genaue Pünktlichkeit. Das sprach sich schon in seiner zierlichen und künstlerischen, aber deutlichen Handschrift aus, in der man den Enkel eines bewährten Schreibmeisters erkannte.

Als guter Basler hat Bernoulli seiner Vaterstadt in und außer seinem Amt treu gedient um bescheidenes Entgelt. Er hing an Basel und seiner Bibliothek. Obwohl mit Glücksgütern nicht gesegnet, hat er doch einem Rufe nach Frankfurt, wo ihn die Frankfurter Zeitung durch ihren Direktor Dr. Th. Curti als wissenschaftlichen Mitarbeiter gewinnen wollte zu einem bedeutend höheren Gehalt, als

er ihn hier je erreichen konnte, abgelehnt. Er hat davon kaum gesprochen. Ehrgeiziges Streben lag ihm fern. Er konnte sich nicht entschließen, äußerer Vorteile wegen eine Stellung, die ihn befriedigte, und für die er sich geeignet fühlte, aufzugeben und das geistige Leben seiner Vaterstadt zu entbehren. Auch wollte er nicht seine Kinder Fremde werden lassen. Er hatte zu tiefe Wurzeln im hiesigen Boden, als daß er sich leicht hätte verpflanzen können. So ist sein Leben hier abgelaufen in stetiger Arbeit, solange seine Kraft reichte.

Bernoulli war eine durchaus gesunde Natur, körperlich und geistig in richtigem Ebenmaß. Er konnte viel aushalten und bedurfte in seinen guten Jahren keines langen Schlafes. Vielleicht ist ihm das etwas gefährlich geworden, indem es ihn verführte, sich doch manchmal mehr zuzumuten, als gut war, und mitzumachen oder anzunehmen, wo eine Absage gerechtfertigt gewesen wäre. Ein entschiedenes Nein fiel ihm aber manchmal schwer, wenn Ansprüche an ihn traten, denen er an sich gerne entsprach. Der Krankheit, der er erliegen sollte, war auch im Grunde nicht vorzubeugen.

Zu Beginn des Jahres 1921 konnte er seinen sechzigsten Geburtstag begehen im Kreise seiner Familie, von Freunden und der Mitarbeiter an der Bibliothek. Es war in aller Einfachheit ein schönes Fest, an dem in seinem gemüthlichen Heim die Wärme seines Familienlebens, die Liebe seiner Angehörigen, die Gefühle alter Freundschaft und die Verehrung und Anhänglichkeit der Kollegen und Untergebenen an der Bibliothek, die sozusagen zum Familienkreis gehörten, zu erfreulichstem, lebendigem Ausdruck kamen. Da war er wieder einmal jung; man sah ihm den Großvater nicht an und konnte den anmutigen, leichten Tänzer bewundern, der er immer gewesen war, wenn ihn auch da das Schicksal traf, hauptsächlich den anderen aufzuspielen, was er ausgezeichnet verstand und mit Feuer

tat. Man trennte sich ungern; er gehörte auch nicht zu denen, die ein gutes Zusammensein gerne vorzeitig abbrechen.

Er schien wieder in voller Kraft zu sein. Vergnügt konnte er der Hochzeit der zweiten Tochter beiwohnen, die er wie die erste glücklich verheiratet sah, und den erfolgreichen Abschluß der Studien des Sohnes erleben. Im Frühsommer desselben Jahres genoß er noch an der Tagung der schweizerischen Bibliothekare in Luzern in alter Lebhaftigkeit das Beisammensein mit den Berufsgenossen, deren allgemeine Achtung ihn erfreute. Bald darauf erlitt er Mitte Sommer 1921, unmittelbar nachdem er in der reformierten Kirche zu Arlesheim mit gewohnter Meisterschaft eine Sonate von Mozart auf der Geige vorgetragen und eine Bachsuite dirigiert hatte, einen schweren Anfall, der ein nicht mehr heilbares Siechtum einleitete. Mit aller Zähigkeit seiner Lebenskraft wehrte er sich gegen die immer sichtbarer werdende Notwendigkeit, in der Arbeit nachzulassen und die Tätigkeit an der geliebten Bibliothek einzuschränken. Seine Krankheit konnte nicht zum Stillstand gebracht werden. Mit Schmerz mußte er sich entschließen, auf Ende des Jahres 1922 seine Entlassung zu nehmen. Er hoffte, nachher noch mit der Bibliothek in freierer Verbindung zu bleiben und sich der Pflege der ihm am Herzen liegenden Musikabteilung widmen zu können. Er ist nicht mehr dazugekommen. Unerwartet rasch und ohne Kampf ist das Ende eingetreten, ohne daß ihm eine Abnahme der Klarheit des Geistes vorangehen mußte.

Auch in seiner letzten Zeit hat sich Bernoulli bei aller körperlichen Schwäche die innere Heiterkeit bewahrt, die seinen Geist auszeichnete. Selbst wenn er zeitweise ans Bett gebannt war, konnten seine ausdrucksvollen Züge, die, ohne schön zu sein, immer anzogen, in altem Glanze leuchten und den früheren Eindruck von Spannkraft machen. Und die gute Laune, die ihn durchs Leben begleitet und es ihm

erleichtert hat, die Freude an einem guten Scherz, der erheitert, ohne zu verletzen, sind ihm treu geblieben.

Mitte Januar dieses Jahres hat er noch mit einem kleinen Mahl in seinem Hause den Geburtstag seiner älteren und einzigen Schwester, der treuen Gespielin seiner Kinderjahre, gefeiert und dabei in freiem Vortrag eine Tischrede gehalten, in der auch alte Jugenderinnerungen zu Wort kamen; sie ist von denen, die sie anhören konnten, als ein Muster von seiner Lebensbetrachtung, zugleich von klarem Ausdruck, empfunden worden. Am zweiten Tag darauf ist er sanft entschlafen. Er durfte aufrecht, wie er gelebt hatte, heimgehen.

Seine Frau hatte ihm noch die Losung der Brüdergemeinde vorgelesen, die für diesen Tag den Spruch enthielt: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Ein Freund aus den Studienjahren, der ihn einst auf einer schönen Fahrt ins Schweizerland näher kennen und schätzen gelernt hatte, hat an seinem Grabe über diese Seligpreisung gesprochen und hervorgehoben, wie sein innerstes Wesen ihr entsprochen hat. Er ist gegenüber anderen ein Friedfertiger gewesen und bestrebt, sich selbst den inneren Frieden zu bewahren. Er hat darüber wenig gesprochen und überhaupt seine inneren Erfahrungen zurückgehalten. Es war aber zu verspüren, daß eine kindliche Frömmigkeit, die Frucht einer christlichen Erziehung, in ihm lebte.

Vielen fehlt er, nicht am wenigsten seinen Freunden. Mit einigen von ihnen hat er die Jugendgewohnheit gemeinsamen Wanderns fortgesetzt bis in die höheren Jahre, die aber kaum mehr sich geltend machten, wenn in froher Fahrt nähere oder fernere Gegenden durchstreift wurden. Mit alten Jugenderinnerungen lebte jugendliche Fröhlichkeit auf, mit welcher Natur und Kunst und was sonst Gutes sich bot, genossen wurden. Da war der Dahingegangene der unschätzbare, frohe Gefährte in guter Stimmung mit heite-

rem Sinn, dessen Kenntnisse und empfängliches Gemüt zum Verständnis des Geschauten beitragen.

So steht und bleibt er dem Überlebenden im Gedächtnis. Aber wenn dieser in dankbarer Erinnerung an gemeinsame gute Tage sein Bild zeichnen will, so weiß er, daß der Wert des verstorbenen Freundes wohl gefühlt, aber nicht in Worten wiedergegeben werden kann.